

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Jimmy Ernst

Nicht gerade ein Stilleben

Erinnerungen an meinen Vater Max Ernst

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung
von Text und Bildern, auch auszugsweise,
ist ohne schriftliche Zustimmung des
Verlagsurheberrechtswidrig und strafbar.
Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung,
Übersetzung oder die Verwendung in
elektronischen Systemen.

© Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2017

Inhalt

Echo, in den Rauch geätzt.	9
Käfig der Alpträume.	15
Dunkelheit über alles	117
Amerika.	207
Der Luxus des Trauerns	281
Verzweifelte Tänze.	349
Gestern ist eine ferne Küste	423
Postskriptum: Zelle Nummer 12 – Mai 1944 – Lou Ernst	435
Namenregister	437

Echo, in den Rauch geätzt

Ein abweisendes Schweigen hing an diesem zweiten Apriltag des Jahres 1976 über den Gräberstraßen des Pariser Friedhofs Père Lachaise. Es schien steingrau zwischen den kaum knospenden Bäumen, die mit ihren Kronen den Verkehrslärm des Boulevard de Ménilmontant dämpfen, und mit ihren Wurzeln liebkosen, was von Colette und Daumier geblieben ist. Balzac und Oscar Wilde ruhen hier für immer, auch Rossini, Molière, Delacroix, Chopin, Proust, Modigliani, Apollinaire, Gertrude Stein, Seurat, Bizet, Corot, La Fontaine und Paul Eluard, der beste Freund Max Ernsts. Hier wurden im Morgengrauen des 28. Mai 1871 von einem Erschießungskommando 147 Kommunarden an der Mur des Fédérés hingerichtet.

Wäre da nicht der triste graue Himmel über dem kopfsteingepflasterten Hof des Krematoriums gewesen, ich hätte mitten in einem frühen Bild Giorgio de Chiricos stehen können, etwa in seinem *Rätsel des Schicksals* aus dem Jahre 1914. Ein hoher Schornstein ragte auf als Einlaß zu einer unsichtbaren Straße, die in die Unendlichkeit des Horizonts lief. Dieser einsame Zeigefinger, unerbittlich in die Ewigkeit weisend, war der Wächter der Bogengänge, die, auseinanderstrebend, den Raum vor der Kapelle umschlossen. Unter den Arkaden führten vergitterte Gänge, einer nach dem anderen, an kleinen, aber undurchsichtigen Fenstern vor den Urnennischen im Gewölbe vorbei. Das waren keine Fenster zum Hindurchsehen – weder hinaus noch hinein. Es war ein Gewahrsam aus aufgeschichteten Zellen, jede groß wie ein Briefkasten für Sendungen, die ihren letzten Bestimmungsort erreicht haben und keine Adresse mehr brauchen.

Nur acht von uns hatten kommen dürfen. Die Trübseligkeit der Kapelle mit ihrer Konservenmusik hatte uns hinausgetrieben, und da standen wir verloren herum, ein paar einsame Gestalten in dieser befremdlichen Umgebung. Paris kann gnadenlos sein in seiner Schönheit, kann dir Tränen abnötigen für jeden Stein, der an seiner *grandeur* mitgebaut hat. Jeder Atemzug erschließt eine Tür des Erinnerns an Tragisches oder Heiteres. Sehr bald schon

würden die Bäume Blüten tragen, würden auf dem Teich im Jardin du Luxembourg wieder Kinder ihre Schiffchen fahren lassen, beobachtet und beneidet von denen, die wie ich noch wußten, wie wenig man manchmal braucht, um glücklich zu sein.

Ich stand auf eines Messers Schneide. Die Überreste von fünfundfünfzig Jahren und mehr lagen in bestürzendem Durcheinander über das Kopfsteinpflaster verstreut. Den Schritt in die Geborgenheit eines Lebens mit neuen Geistern zu tun, ohne die Gespenster der Vergangenheit mitzunehmen, war offenbar unmöglich. Nirgends sah ich eine sichere Brücke von hier nach dort, in den fremden Wassern des Morgen waren keine Schrittsteine zu erkennen. Ich wartete, wie die anderen einsamen Gestalten, daß sich die Uhr wieder in Bewegung setzte.

Es begann als ein Rumpeln unter meinen Füßen. Nur Feuer konnte ein solches Geräusch machen. Unter mir war der Verbrennungsofen. Der Ton entfernte sich von mir. Ich glaubte einen knirschenden Seufzer in dem hohen Schornstein zu hören und sah, wie er eine dichte Rauchwolke gegen die tiefhängenden Wolken spie. Ungestört stand sie in diesem windstillen Augenblick als schwarze Säule aufrecht im Himmel über Paris wie ein gewaltiges Ausrufezeichen. Mein Vater, Max Ernst, war zu Asche geworden. Fast greifbar hatte ich plötzlich eine Vision. Es war ein Bild, das ich nie wirklich gesehen hatte. Vor mehr als dreißig Jahren und vielen Tagen im Viehwagen von hier gen Osten war auch meine Mutter in Rauch aufgegangen, namenlos in den Dunst der vielen anderen brennenden Nummern eingegangen. Ich weiß nicht einmal, ob die Sonne schien, als Lou Straus-Ernst in der Statistik der »Endlösung« Hitlers verschwand.

Im Jahre 1965 hatten mein Vater und ich uns im französischen Fernsehen das Staatsbegräbnis für den Architekten Le Corbusier angesehen, eine lange Prozession trauernder Würdenträger und der berittenen *Garde Républicain*. Damals hatte Max die Befürchtung geäußert, weil er die Ehrenlegion angenommen habe, könnte sein eigener Tod ein ähnliches Spektakel auslösen. Er hinterließ die strikte Anweisung, seine Bestattung solle ohne jedes Aufsehen vor sich gehen. Von der Familie sollten nur Dorothea Tanning-Ernst, seine letzte Frau, eine ihrer Nichten und eine Nichte von Max,

meine Frau Dallas und ich sowie sein Rechtsanwalt und dessen Frau anwesend sein, außerdem noch der Kunsthistoriker Werner Spies, der sich das uneingeschränkte Vertrauen meines Vaters erworben hatte. Spies war es auch, der mein Einverständnis erbeten hatte, an meiner Stelle als offizieller Zeuge der eigentlichen Einäscherung in der Krypta zu fungieren. Er versicherte Dorothea, daß er mit eigenen Augen gesehen habe, wie der Sarg in den Verbrennungsofen geschoben worden sei. Es könne keinen Zweifel daran geben, wessen Asche da beigesetzt würde. Ich muß gestehen, daß ich nicht sehr begierig gewesen war, in die Gruft hinunterzusteigen, um mir den Verbrennungsakt anzusehen.

Die melancholische Atmosphäre eines Pariser Spätnachmittags war fühlbar, als eine Prozession von vier Männern aus dem Krematorium trat und ein mit violetterm Tuch bedecktes, an Eisenstangen hängendes Gefäß mit der noch heißen Asche brachte. Dorothea und ich standen im Erdgeschoß der Urnengruft, als die namenlose Blechbüchse, aus der noch Rauchwölkchen stiegen, behutsam in die Nische gesetzt wurde. Ein Maurer verschloß die Öffnung mit Ziegeln und Mörtel. Dann kam ein Bediensteter und fragte uns nach unseren Wünschen für eine angemessene Inschrift, ohne zu versäumen, die Preise der verschiedenen Möglichkeiten zu erwähnen. Der Vorschlag von Spies, die Signatur des Meisters als Relief zu nehmen, schien unangebracht. Stattdessen sollte es eine Tafel aus schwarzem Marmor sein mit der goldgravierten Inschrift: MAX ERNST – 1891-1976 . . . und wieder war da das Suchen nach einem anderen Bild, einem anderen Ort: Wo ist die Asche meiner Mutter?

Max Ernst ist am 1. April 1976, nur wenige Stunden vor seinem fünfundachtzigsten Geburtstag, in der Rue de Lille gestorben, in der Wohnung, wo er ein Jahr gelegen hatte, bewegungsunfähig durch einen Schlaganfall. Zwei Tage später füllten Besucher in kleinen Trauben die Wohnräume im Erdgeschoß – manche nicht völlig sicher, wie willkommen sie wären, andere noch immer schockiert, daß vom Privatheitsgebot für die Beisetzung selbst keine Ausnahmen gemacht worden waren, nicht einmal für alte Freunde, die quer durch Frankreich angereist waren und sich dann am Père Lachaise ausgesperrt sahen.

Es war nicht bloß das Verstreichen der Zeit oder der Tod, was mich vergeblich nach vertrauten Gesichtern Ausschau halten ließ an jenem Pariser Spätnachmittag. Während seiner letzten Jahre hatte sich um Max unvermeidlich ein innerer Kreis gebildet, der ihn von vielen seiner treuen Freunde und Bewunderer einfach isolierte. Ich hatte ein seltsames Gefühl von Faszination und Distanz zugleich, als ich beobachtete, wie sich in ersten Regungen eine neue Hackordnung zu bilden begann, jetzt, da der König der Vögel tot war. Ein Grüppchen hatte sich an einen Tisch zurückgezogen und beriet über Teile einer geplanten Mappe mit Gedichten und Lithografien zu Ehren von Max Ernst, die Louis Aragon angeregt hatte. Schon lagen Urteile über die jeweilige Bedeutung der Mitwirkenden und ihre richtige Rangordnung für das Werk in der Luft. Mir erschien die Szene etwas unpassend für den Anlaß, kreisten doch meine eigenen Gedanken um die Frage, ob die Laken noch oben auf dem Sterbebett lägen oder vielleicht zusammen mit dem Toten zu Asche geworden wären. Niemals in den fünfundsünfzig Jahren meines Daseins hatte ich einen Sinn für die Art von Intellektualismus gehabt, dessen Spiel ich hier wieder erlebte, jetzt aber spürte ich mit Erleichterung, daß eben dieser mangelnde Sinn mich davor bewahrt hatte, Eingang in jenes besondere Weltgebäude meines Vaters zu suchen. Es gab mir einen schmerzlichen Stich, als ich aus all dem Gemurmelt eine Frage heraushörte, die an mich gerichtet war: »... all die schönen Sachen hier an den Wänden . . . viele davon werden Ihnen gehören. Was machen Sie damit?« Ich fürchtete, mich zu betrinken, wenn ich hierbliebe. Später dann liefen meine Frau Dallas und ich durch die Straßen von Paris. Inzwischen war es dunkel, und frostiger Dunst verschleierte die Lichter.

Der schwarze Qualm, die violettbehängte Urne, die Hände und die Kelle des Maurers und das Gerumpel der Feuerung unter der Erde hatte sich zu den anderen immateriellen Bildern in meinem Käfig der Alpträume gesellt. Dort mischten sie sich unter ihre Vorgänger, die sich im Laufe eines ganzen Lebens angesammelt hatten, um je nach Belieben bei Tag oder Nacht aus ihrem amorphen Gefängnis hervorzutreten, das mich, ungeachtet von Zeit und Raum, überallhin verfolgt hatte. Nicht alle sind sie

Angstgespenster geblieben, da sie sich hinter meinen Augenlidern aus einer sichtversperrenden Flora und Fauna in eine riesengroße Glasscheibe verwandeln; ich starre hindurch und betrachte die Vergangenheit jenseits und hinter mir, während mein Gesicht der Gegenwart sich auf der Oberfläche spiegelt.

Nun hatte der Phantomkäfig drei Tage lang im Ein und Aus seiner Insassen pulsiert. Selbst der Alkoholnebel in meinem Kopf, der dem Telegramm mit der Todesnachricht folgte, hatte die Deutlichkeit und die Details der wetteifernden Geisterwelt nicht getrübt. Jeder Chronologie spottend drang die Vergangenheit auf mich ein, scharfkantige Partikel eines Sandsturms, und erhob ein lautloses Geschrei nach alten Fragen, die den Dunst der Jahre überdauert hatten. Und nun waren da auch noch die Neuen, angesiedelt rings um das Auge des Zyklons. Ein Nichts. Eine Leere, hervorgerufen durch das endgültige Verwehen einer Rauchwolke über dem Père Lachaise, machte mich unfähig zu erkennen, ob ich um einen toten Vater trauerte oder um das Dahinscheiden eines großen Künstlers, dessen Zauber die Grenzen der Wahrnehmung von Augen und Herzen auf Generationen hinaus gesprengt hat.

Die ersten Todesanzeigen und Nachrufe in Presse und Fernsehen widmeten meist seinem Privatleben ebenso viel Raum wie dem künstlerischen Werk. Seine Malerei, Skulptur und Collage sind heute vertrauter Bestandteil jedes Museums. Selbst in der reichbesetzten Galerie der schöpferischen Geister des zwanzigsten Jahrhunderts war er einzigartig, er entzog sich in jeder Hinsicht der Klassifizierung, sowohl als Künstler wie als Mensch. Dieses Leben wird wohl weitgehend rätselhaft bleiben – nicht bloß für die Welt draußen, sondern auch für Menschen, die ihm nahegestanden haben.

An jenem Morgen hatte ich, ehe sie ihn wegtrugen, allein an seinem Sterbebett gestanden. Wie es wohl jedem im Angesicht eines Toten geht, war ich durchaus darauf gefaßt, daß seine Lider zu flattern begännen und sich öffneten, daß sein Blick ohne Überraschung auf die Chimären fiele, die er auf seinen Bildern und Collagen geschaffen hatte und die nun den Raum zu füllen begännen. Unter ihnen waren seine immer wiederkehrenden Themen: Räuberische Nachtigallen in Denkmalpose; lebendige Wälder, die

mit versteinerten Armen nach dem Monde greifen; ein flüchtiges Geschöpf Loplop, das erotische Angebote macht; eine fleischfressende Blüte, die Nymphe Echo, auf Beute lauernd; Napoleon, in der Wildnis verwesend; vampirflügelige Courbet-Nackte mit Pferdefüßen; Riesenbrüste, margaritenbewarzt, die nonchalant auf behosten Beinen stehen; geierköpfige Dandies, die sich mit Toten im Leichentuch davonmachen; furchtsame Reiher, die in einer Bosch'schen Landschaft Nattern verschlingen.

Ich stellte mir vor, daß eine Flutwelle vom Meere eben dieses Bett verschlänge. Aber das Zimmer blieb sehr still und silbergrau, so wie die nun durchsichtige Haut, die sich straff über das Gerüst seines Gesichtes spannte, endlich frei von erwartungsvoller Neugier oder Begierde. In diesem Augenblick gehörten die Erscheinungen mir allein, er aber hatte sie früher als jeder andere gesehen, und ich mußte damit rechnen, daß ihre Gegenwart von nun an mehr sein würde als eine Halluzination.

Käfig der Alpträume

Max Ernst muß die Unbeweglichkeit seiner letzten Lebensjahre, die erzwungene Untätigkeit seines Körpers dadurch bekämpft haben, daß er seine außergewöhnlichen Geschöpfe, denen noch ein Hauch von Lächeln blieb, wenn sie in fremdartigen Elementen kreischten oder zischten oder brüllten, in den grenzenlosen Weiten seines Geistes sich paaren oder streiten ließ. Ich hatte das eigenartige Gefühl, daß dieser ironische Verspotter populärer Glaubensbekenntnisse genau wußte, wohin er nach alledem wollte. Er hatte in jener anderen Welt mehr Freunde als in dieser, und keiner davon war eine Zufallsbekanntschaft. Sein anderes Ich, seine beharrliche Vorstellung von Loplop, dem König der Vögel, war seit dem 2. April 1891 zu jener illusionistischen Bildwelt herangewachsen. Wer weiß? Vielleicht ist er hier auf Abenteuer ausgegangen, weil er argwöhnte, daß Loplop ihm nicht alles gesagt hätte. Einmal dachte er, ein lebenslanger Häretiker, vor seinem vertrauten Freund, dem Historiker Werner Spies, laut über eine mysteriöse Familie von Fischen nach, die Laternenfische, die in den schwärzesten Tiefen des Ozeans leben und mit lichtstrahlenden Fühlern versehen sind; es klang, als wollte er mit einer gewissen Ehrfurcht die mögliche Existenz eines kosmischen Surrealisten einräumen.

Wie es schien, wollte er diese letzte Etappe seiner Reise ausschließlich in Begleitung der seltsamen Kreaturen und Kräfte verbringen, die den Obsessionen eines ganzen Lebens entsprungen waren. Es würde nicht mehr nötig sein, vertraulich-menschliche Ablenkungen zu dulden; wie verständnislos doch oft die Leute reagierten, wenn sie merkten, daß sich das Neue der Beziehung etwas abgenutzt hatte und sie für ihn nicht mehr so einzigartig waren. Die menschlichen Wesen, häufig Opfer in Max Ernsts *Laterna Magica*, hatten niemals richtig begriffen, daß sie alle eigentlich nur Einzelansichten in einer magischen Bilderschau waren, dazu bestimmt, im lichtesten Augenblick beiseite gelegt zu werden. Es waren die Chimären und Gorgonen, die als Freunde und Geliebte sein Leben beherrschten. Er schien stets zu befürchten, Gefühls-



Der achtzehnjährige Max Ernst im Brühler Schloßpark, 1909.

bindungen müßten letztlich zum verhaßten Gefängnis werden. »Warum soll ich nicht den Nachtisch zuerst essen? Vielleicht habe ich danach keinen Hunger mehr«, sagte er einmal am Anfang ihrer Ehe zu Lou.

Um diesen Mann, meinen Vater Max Ernst, war ein beinahe vernunftwidriger Zauber von körperlicher Schönheit und intellektueller Brillanz, eine Anziehungskraft, gegen die es keine Abwehr zu geben schien. Dennoch habe ich als sein Sohn einiges von der Angst gespürt, die andere, ganz besonders Frauen empfunden haben müssen, wenn sie ohne Erklärung plötzlich an eine undurchdringliche Mauer stießen, an der jeder Versuch, sich dem inneren Menschen zu nähern, gefror.

Als ich größer wurde, lernte ich viele Gefährten meines Vaters kennen, denen diese schmerzliche Zurückweisung widerfahren war, die aber nicht imstande waren, irgend jemandem, auch nicht sich selber, die Ursachen der Wandlung rational zu erklären. Selten jedoch bemerkte ich bittere Gefühle bei den außergewöhnlichen Frauen, die sich in seine verwirrende, irritierende Welt hineingezogen fanden. Unreif, wie ich damals war, konnte ich nicht anders, ich empfand für die meisten echtes Mitleid.

Sein in sich gekehrtes Wesen und auch seine frühe Trennung von meiner Mutter hatte vor einer möglichen Beziehung zwischen uns immer neue Hindernisse aufgebaut. Ich war noch viel zu jung, um zu wissen, wieviel wertvolle Zeit ich damit vergeudete, für meinen Vater persönliche Verhaltensregeln aufzustellen, gegen die zu verstoßen rings um mich her ganz normal war. Natürlich begreift man heute im Rückblick Europa viel eher, insbesondere das Paris der Jahrzehnte nach dem Ersten Weltkrieg.

Die Intellektuellen, Künstler und Poeten jener Zeit waren Beteiligte einer Revolution, die auf irgendeine »Normalität« in den persönlichen Beziehungen keinerlei Rücksicht nahm. Anders als in unserer eigenen Zeit, die den Begriff »Revolution« als einen vielgebrauchten Werbeslogan kennt, waren diese kleinen Gruppen von Individuen allseits von massiver Feindseligkeit umgeben. Selbstlose Förderer oder wohlwollende Beschützer gab es praktisch überhaupt nicht. Kleine, miteinander verknüpfte Knäuel von Dichtern, Künstlern und Komponisten lagen im Streit mit anderen

Gruppen, deren ästhetische und politische Ziele es mit Vehemenz und Vitriol zu bekämpfen galt. Die ununterbrochenen Kämpfe jener Zeit, dazu das ständig drohende Gespenst des Hungers und des persönlichen wirtschaftlichen Ruins, diktierten eine zu Zeiten vollständige Mißachtung all dessen, was wohlmeinende Gemüter als »Anstand« oder »menschliche Werte« zu bezeichnen pflegen. Ich käme sehr in Verlegenheit, wenn man mich auffordern würde, aus jener Generation rückblickend den einen oder anderen auszuwählen, der nicht in der einen oder anderen Weise ein »Ungeheuer« genannt werden könnte.

Die ersten siebzehn Jahre meines Lebens verbrachte ich, indem ich lauthals erklärte, nichts mit Kunst zu tun haben zu wollen. Ich beobachtete alles in meinem Blickfeld mit großer Neugier, aber es gelang mir immer, so zu tun, als fände ich es vollkommen unerheblich für mein Alltagsleben. Malerei konnte tatsächlich faszinierend sein, besonders wenn sie Einblicke in die Mysterien der Erotik bot. Aber sie war eine Überspanntheit, ein Bruch der Privatsphäre und, bestenfalls, ein luxuriöser Zeitvertreib. Ich konnte leben mit denen, die sie bewunderten, aber die völlige Hingabe an sie lehnte ich ab. Lou Straus-Ernst ließ so manchen pubertären Wutausbruch ihres Sohnes zu diesem Thema über sich ergehen, sie wußte recht gut, daß er nur seinem Groll und seinem Gefühlsaufruhr gegen einen abwesenden Vater Luft machte. Sie nahm diese Tiraden mit duldsamem Schweigen auf, vielleicht mit einem geduldigen Lächeln und gelegentlich mit ein paar Worten: »Vielleicht siehst du das anders, wenn du erwachsen bist.«

Jetzt bin ich Maler, aber mein letzter Widerstand gegen das, was heute mein Daseinszweck ist, hat nicht vor Anbruch der Reife kapituliert. Seitdem habe ich eine Fülle von Dingen entdeckt, die anstelle von Abneigung nicht bloß Respekt, sondern rückhaltlose Liebe verdienen. Ich kann sogar den Schrecken und Eruptionen, die für die windmühlenstürmende, rastlose Unruhe meiner jungen Jahre sorgten, etwas Positives abgewinnen. Wären sie geruhsamer verlaufen, könnte es wohl sein, daß ich mich im Luxus eines »ordentlich möblierten Gemüts« eingerichtet hätte.

Es gibt viele Fragmente meiner persönlichen Geschichte, die ich immer wieder in Dokumenten, Fotografien, Kritiken und anderen

Schriften über Personen und Ideen bestätigt finde, die etwa gleichzeitig mit mir das Licht der Welt erblickt haben. Einiges davon ist im Laufe der Jahrzehnte romantisiert, gesäubert, aber auch skandalisiert worden. Ich kann nicht leugnen, daß es mir ein diebisches Vergnügen bereitet, Spekulationen über die Beweggründe für solches Verbiegen der Wahrheit anzustellen. Allerdings lassen so manche dieser Darstellungen mir sehr wenig Raum für Assoziationen zur eigenen Erinnerung. Es kann einen schon in Verwirrung stürzen, wenn man wichtige Ereignisse des eigenen Lebens so wieder entdeckt, aber es dient auch der Beseitigung von Zweifeln, ob es sie überhaupt gegeben hat.

Daß meine Erinnerung an den ersten bewußten Eindruck meines Lebens authentisch ist, hat meine Mutter mir in ihrer unveröffentlichten Autobiographie bestätigt. Das kostbare Dokument gelangte 1948 über die Schweiz in meinen Besitz, ich erhielt es von Ella Picard, einer alten Freundin, der Lou es 1941 oder 1942 für eine mögliche Veröffentlichung geschickt haben muß. Das Manuskript blieb unveröffentlicht. Der Autor gibt im folgenden einige Passagen daraus wieder. Es gab aber noch andere Zeugen: Der amerikanische Biograph und Sozialhistoriker Matthew Josephson entsann sich des Vorfalles, Paul Eluard sprach 1937 mit mir über dieselbe Szene und ebenso mein Vater, bevor er starb. Ich erinnere mich daran hauptsächlich als an ein mögliches Omen für ein lebenslanges Dilemma.

Eine Anzahl dadaistischer Dichter und Künstler verbrachte, wie schon im Jahr zuvor, den Sommer 1922 in ein paar heruntergekommenen Bauernhäusern bei Tarrenz in den österreichischen Alpen. Max und Louise Ernst, ich selbst, ein Zweijähriger, und mein mich abgöttisch liebendes Kindermädchen Maja Aretz trafen dort mit den französischen Dichtern Paul Eluard, Tristan Tzara und dem Schweizer Bildhauer Hans Arp zusammen. Nach und nach kamen weitere Besucher an, darunter auch Matthew Josephson und seine Frau. Eluard war in Begleitung seiner Frau Gala, die später Salvador Dali heiratete.

An einem bestimmten Tag gegen Ende August fuhr die gesamte Kolonie zu einem *Frühstück im Grünen* an einen nahegelegenen Bergsee. Jeder ging an diesem warmen Nachmittag nackt ins



Lou, Paul und Gala Eluard, Max mit Jimmy auf den Schultern und die Tochter der Eluards in Tirol, 1922.

Wasser. Meine Mutter trug mich auf dem Arm hinein, bis das köstliche Naß meine Beine bedeckte. Plötzlich wurde die spiegelglatte Wasserfläche vor mir durchbrochen. Ein Kopf stieg empor und dann ein Oberkörper. Max lachte, als ihm das Wasser über das Gesicht lief. Er hob die Arme zu mir herauf, und Lou streckte mich ihnen entgegen. Ich sah, daß unzählige langbeinige, auf dem Wasser laufende Insekten Max' Körper auf der Oberfläche umschwirrten, und ich begann zu schreien und mich gegen meine Auslieferung zu wehren. Meines Vaters Gesicht wurde dunkel und wütend; er drehte sich um und schwamm davon.

Auf dem Rückweg zum Bauernhof ritt ich Huckepack auf Arps Schultern durch den dunklen Kiefernwald. Max und Lou gingen für sich allen anderen voraus. Diese Unterhaltung und die Ereignisse jenes Tages und deren Vorgeschichte hat Lou in ihrem Manuskript festgehalten.

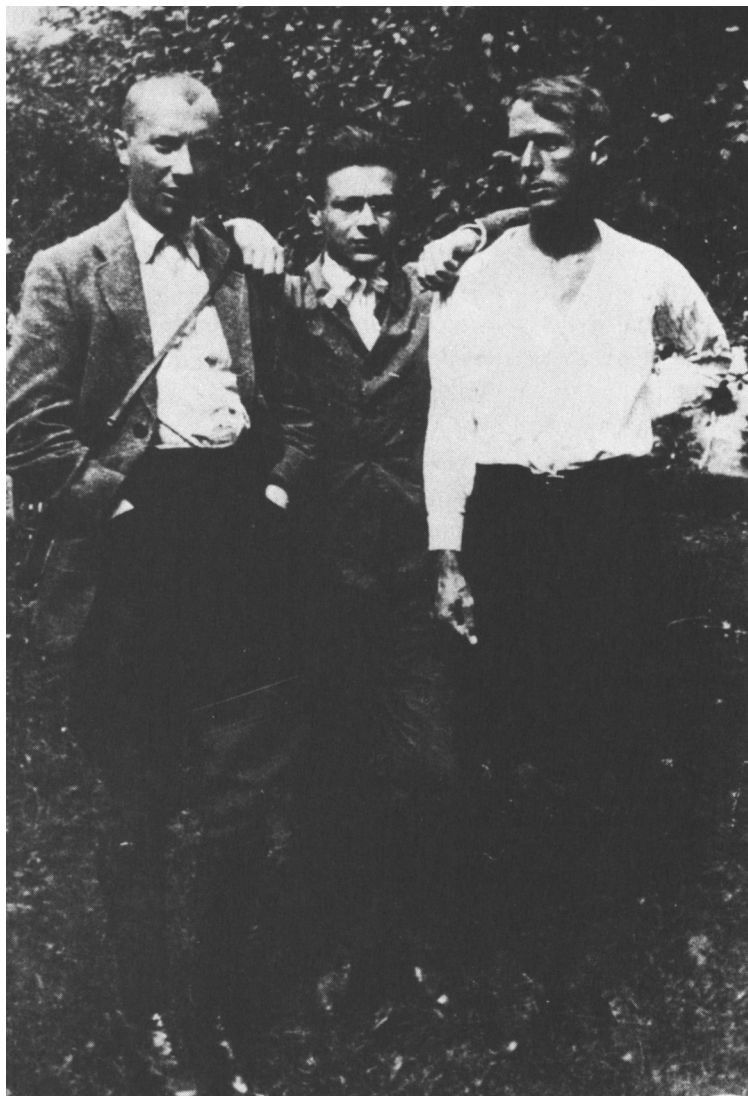
»Eines Tages gingen wir im See schwimmen. Jimmy bekam Angst vor den Wasserläufern oder vielleicht auch vor Max. Er wollte sich nicht von Max im Wasser auf den Arm nehmen lassen. Ich weiß nicht, warum. Er war noch zu klein, um etwas von unseren Problemen zu wissen. Auf jeden Fall ist dies eine von Jimmys frühesten Erinnerungen.

Als wir durch den Wald nach Hause gingen, muß die Traurigkeit in meinem Gesicht wohl so etwas wie Eindruck auf Max gemacht haben. Es war ein feststehender Beschluß, daß er mit Gala nach Paris fahren würde. »Für eine Weile«, hatte er gesagt. Seit Wochen hatte er nicht nur die Zimmer jenseits der Diele mit den Eluards geteilt, sondern auch Gala mit Paul.

Max schien bestürzt über meine Niedergeschlagenheit. »Weißt du«, sagte er, »du brauchst eigentlich gar keinen Mann mehr. Du bist achtundzwanzig. Du weißt alles über die Liebe. Du hast einen Sohn . . . Was willst du mehr? Dein Leben mit dem Kind wird sehr glücklich sein.«

Es war ein merkwürdiger Versuch, mich aufzuheitern, denn ich konnte mir nicht vorstellen, wie ich von nun an leben würde, und obwohl ich mich bemühte, verständnisvoll zu sein, verletzten mich seine grausamen Worte.

»Weißt du eigentlich, was du da redest?« fragte ich ihn entgeistert.



Hans Arp, Tristan Tzara und Max Ernst in Tirol, um 1921 (*Foto: Roger Segalat*).

›Ich bin doch noch jung! Ich bin achtundzwanzig und will leben.«
Er schien mich nicht zu verstehen, und es muß für ihn ein wirklich unbequemer Gedanke gewesen sein.

Am Vorabend seiner Abreise schauten wir zusammen nach Jimmy, der unschuldig in seinem Bettchen schlief. Wir weinten beide.«

Lou erzählte Max nicht, daß sie wieder schwanger war, und ich erfuhr davon auch erst vierzig Jahre später. Sie fuhr nach Innsbruck, um abzutreiben, und machte, als sie sich erholt hatte, mit mir die lange Reise zurück nach Köln, zurück in dieselbe Wohnung am Kaiser-Wilhelm-Ring, in der sie mit Max gelebt hatte und in der ich 1920 geboren wurde.

Sie kehrte zurück ohne Mann und ohne jegliche Aussicht auf irgendeinen Broterwerb. Kunsthistoriker waren nicht gefragt in jener frühen Weimarer Zeit, als diejenigen, die Arbeit hatten, ihre Gehälter in großen Tüten voll wertloser Scheine heimtrugen. Karge Hilfe kam, wenn überhaupt, von ihrem Vater, der es seine Tochter lehren wollte, nicht nur einen Nichtjuden zu heiraten, sondern obendrein auch noch einen Tunichtgut von Künstler. Die streng katholische Familie von Max verhielt sich ebenso distanziert, weil ihr Sohn die Tochter eines jüdischen Hutfabrikanten geheiratet hatte. Nur Maxens Schwester Emmi und sein Bruder Karl hatten der standesamtlichen Trauung beigewohnt.

Lou hatte Max Anfang 1913 an der Bonner Universität kennengelernt. Ihr Studienfach war Kunstgeschichte, während er etwas weiter gespannte Interessen hatte und dem Gebiet der Psychologie zuneigte. Sie hatten sich etwa ein Jahr lang gelegentlich getroffen, als Lous Professor darauf bestand, daß alle seine Studenten auch vom Handwerklichen und Technischen ihres Gebietes etwas wissen mußten. Als Teilnehmer eines wöchentlichen Pflichtkurses im Modellzeichnen pflegte Max sich neben sie zu setzen und, da sie fürs Zeichnen völlig unbegabt war, verstohlen ihr Blatt zu nehmen und in wenigen Minuten ihren Entwurf zu vervollkommen. Dafür fühlte Lou sich verpflichtet, diesem hübschen, blauäugigen Freund zu gestatten, sie nach diesen wöchentlichen Stunden bis an die Tür ihres Studentenheims zu begleiten. Sonntägliche Spaziergänge den majestätischen Rhein entlang folgten. Oft saßen sie



Lou Straus, Tochter eines Kölner Kaufmanns, 1916.



Lou Straus als Kunststudentin, 1918.

schweigend am Ufer beisammen, während er zeichnete. Er übte an ihr auch seinen persönlichen Charme. Sie entdeckte, daß seine Absichten über studentische Kollegialität hinausgingen, als er einmal zu ihr sagte: »Kommen Sie, Fräulein Straus, ich zeige Ihnen eine Stelle, wo dieser Fluß wahrhaftig stromaufwärts fließt.« Es war ein langer Weg zu dem stillen Plätzchen jenseits der Bonner Stadtgrenzen; dort bildete sich an einer langen Mole aus Steinen ein gewaltiger Wasserwirbel, und tatsächlich, das Wasser floß stromaufwärts. Ihre Beziehung wurde enger, aber sie blieb durchaus gesittet, bis Max einen seiner engsten Freunde um Hilfe bat. Lou schildert es so:

»Klammere dich doch nicht so krampfhaft an dein Jungfernkränzchen«, flüsterte mir Hans Arp in seinem sanften, singenden Ton ins Ohr, als er, Max und ich zusammen in den Binsen des Rheinufers saßen. Zu dritt hatten wir uns das Abendbrot aus Ölsardinen, Wurst, Brot und Wein geteilt. Ich lag, in die Arme von Max gekuschelt, unter einem klaren, vollmondhellen Nachthimmel. Es war so hell, daß ich auf meiner Armbanduhr hätte ablesen können, wie spät es war, aber ich versuchte es nicht einmal . . . Hans Arp sagte mir ein paar Jahre später, daß er sich an diesem Abend, als er Max und mich in zärtlicher Umarmung sah und sich ein bißchen verloren fühlte, für kurze Zeit in mich verliebt habe.

»Klammere dich nicht so krampfhaft an dein Jungfernkränzchen.« Ja, wirklich, ich hatte mich sehr fest daran geklammert. Jahre später ging mir auf, daß Max mich wirklich sehr geliebt haben muß, um sich ein dreiviertel Jahr lang damit zufriedenzugeben, mein ständiger Begleiter zu sein und sonst nichts. Er hatte mir, als er meine ängstliche Zurückhaltung zum erstenmal spürte, versichert, daß er nicht den Versuch machen werde, mich im Sturm zu nehmen. Ich hatte versprochen, daß ich eines Tages von mir aus kommen werde.

Aber wollte ich das denn wirklich? Noch lebte ich in der Vorstellung, daß der Mann, dem ich dies geben würde, nur mein Ehemann sein könnte. Ein derart unkonventionelles Individuum wie Max zu heiraten kam nicht in Frage.«

Lou Straus wie auch ihre Familie hielten es für ausgemacht, daß sie



Lou mit Otto Keller in Köln, 1923.

Otto Keller, den Sproß einer wohlhabenden und in der jüdischen Gemeinde Kölns angesehenen Familie, heiraten würde.

»Daß ich Max für immer liebte, das dämmerte mir jetzt mit Macht, aber natürlich würde ich Otto heiraten. Er wußte es, meine Mutter hoffte es, und ich bezweifelte nicht, daß ich mit ihm sehr glücklich und sicher sein würde.

Heirat . . . das war schließlich eine sehr bürgerliche, eine konventionelle Formalität, die etwas so Unkompliziertes wie die totale Liebe nicht beeinträchtigen dürfte. Ich bemühte mich, Max von meinem Standpunkt zu überzeugen, aber er lehnte ihn ab. Er sagte, ich sei viel zu intelligent und vital, um mich in der Mittelmäßigkeit eines solchen Lebens begraben zu lassen. Kein Geld und keine Sicherheit der Welt, sagte er, könne die Liebe ersetzen. Und wenn ich meinte, ich könnte einen Kompromiß schließen und den einen Mann heiraten, während ich weiter einen anderen liebte, dann werde er, Max, das nicht mitmachen.

Ich weiß nicht, ob ich jemals wirklich an diese Kombination gedacht habe, aber meine Überlegungen wären wohl auf ein solches Arrangement hinausgelaufen. (Es ergab sich, typische Ironie des Schicksals, daß fast genau acht Jahre später eben diese Situation entstand, nur umgekehrt.) In diesem Augenblick mußte ich zugeben, daß Maxens Standpunkt der einzig saubere und moralische war. Ich gab jeden Gedanken an eine komfortable Lösung mit Otto auf und bereitete mich darauf vor, alles, was ein Leben mit Max in der Zukunft bringen würde, mit dem nötigen Mut auf mich zu nehmen.«

Lous Entschluß kam um nichts zu früh. Der Erste Weltkrieg begann, und Max wurde zur Artillerie des Kaisers eingezogen. Vier Jahre lang gab es fast täglich einen Brief von der Westfront und ab und zu einen kurzen Heimaturlaub in Köln. 1916, ein paar Monate nach einem solchen Besuch, löste Lou daheim eine größere Krise aus, denn sie hatte ihrer Familie mitzuteilen, daß ihre Regel schon mehrmals ausgeblieben war. In all dem Hin und Her von Geschrei und Beschuldigungen versicherte sie unerschütterlich, Max würde Sonderurlaub einreichen und sich der Familie wie der Situation stellen. Ihre Mutter blieb dabei: »Du wirst schon sehen, er kommt nicht. Du wirst ihn nie, nie wiedersehen. Und wir werden uns in Köln nicht mehr sehen lassen können . . . Diese Schande . . .« Eines Tages, als sie auf den Postboten wartete, der vielleicht einen Brief von der Front brachte, tauchte aus dem kleinen Park gegenüber Max auf – in voller Ausgehuniform mit dem Helm, den Offiziere traditionell zu einer Hochzeitszeremonie zu tragen pflegten. Nun war er also doch gekommen. Die Schwangerschaftskrise war falscher Alarm gewesen, und sie beschlossen, das Ende des Krieges abzuwarten.

Was sie auch immer von der Ehe als Institution gehalten haben mochten, sie setzten sich damit nicht durch. Die Erbitterung der beiden Familien war so groß, daß Max und Lou sich mit der bürgerlichen Formalität nach der Heimkehr von Max einverstanden erklärten. Er hatte noch vor dem Waffenstillstand die Soldaten seiner Kompanie von der Front quer durch Frankreich und Belgien bis zur anderen Rheinseite geführt, wo er sie entließ und ihnen sagte, sie sollten nach Hause gehen. Er lehnte es ab, das



Max Ernst in seiner Uniform aus dem Ersten Weltkrieg, gemalt von seinem Vater Philipp, 1915. Max übermalte während seines Heimaturlaubs das Eiserne Kreuz.

Eiserne Kreuz Erster Klasse anzunehmen, das ihm für seine zwei Verwundungen verliehen werden sollte. Ein erbeutetes belgisches Pferd hatte ihn getreten, während seine Männer versuchten, es zu beschlagen, und ein andermal war er bei der Inspizierung einer angeblich nicht geladenen Artilleriekanone vom Rückstoß getroffen worden mit der Folge, daß immer, wenn er sich schneuzte, sein Gesicht zu einem gigantischen Ballon anschwell. Aber offenbar hatten diese Kriegserfahrungen noch andere Narben hinterlassen, die sich nach der Hochzeit bemerkbar zu machen begannen. Immer wieder wechselten seine Stimmungen zwischen sprühender Lebhaftigkeit und in sich gekehrter Zurückgezogenheit. Es gab heftige Vorwürfe, wenn seine Pantoffeln nicht am gewohnten Platz standen, oder als eine bestimmte Teetasse, aus der nur er trank, von einer Freundin Lous benutzt und zerbrochen worden war.

Seltsamerweise drang der Geist der Rebellion gegen die Normen der verhaßten Bourgeoisie nicht sehr tief in das Privatleben der Nonkonformisten wie Max Ernst und seiner Mit-Dadaisten ein. Die männlichen Privilegien des Familienlebens einschließlich eines für Männer und Frauen unterschiedlichen Moralkodexes blieben zum größten Teil sehr wohl gütig. Und bei all ihren verbalen Attacken auf die Heuchelei der Sexualkonvention zogen diese Revolutionäre doch stillschweigend eine Grenze bei der Homosexualität – eine Haltung, an der sich auch dann wenig änderte, als der Dadaismus sich zum Surrealismus entwickelt hatte.

Abgesehen von solchen Widersprüchlichkeiten jedoch zielten die provozierenden Gesten und Aktionen jenes lockeren internationalen Bündnisses namens Dada darauf ab, auf die weltweite seelische Auszehrung aufmerksam zu machen, deren Sinnbild das entsetzliche Schlachtfeld von Verdun war, wo – welch perverser Zufall – Paul Eluard und sein künftig engster Freund Max Ernst aufeinander geschossen hatten.

Dada schrumpfte, als es sich selbst zur Bewegung erklärte, und starb, als einige seiner Schöpfer und seine Opfer es als Kunst akzeptierten. Aber als es lebte, war es ein Fieber, das an weit verstreuten Orten der Welt gleichzeitig ausbrach, ohne daß man sofort von Kontakten untereinander profitiert hätte. Die hohe

Temperatur war Symptom einer grassierenden Seuche; der Erste Weltkrieg war nur eins ihrer deutlicher erkennbaren Geschwüre. Degenerierte Königshäuser verfügten geradezu spielerisch über Millionen ihrer Untertanen. Eine Managerschicht, Vaterlandsliebe posaunend, teilte über angeblich feindliche Grenzen hinweg Profitbereiche unter sich auf. Hochschulen machten es sich unter dem Mantel der Respektabilität zur Aufgabe, jeden keimenden neuen Gedanken abzutreiben.

Die Dadaisten malten das wahre Gesicht ihrer Zeit, indem sie den Schwanz eines Esels in einen Farbeimer tauchten und das Ergebnis an der Wand des Stalles als »Kunst« ehrten. Sie führten die zunehmende Sprachverderbnis zu ihrem logischen Schluß und schrieben und rezitierten vollkommen unbegreifliche Poesie. Unrat aus der Gosse wurde zum gültigen Bestandteil aller Arten von Bildwerk. Das Unaussprechliche wurde zu Hohngeheul. Leonardos *Mona Lisa* wuchs ein Schnurrbart, und wer wollte behaupten, daß ein Urinal, signiert von R. Mutt, nicht die Bezeichnung Skulptur verdiente? Glaubensschändung war die einzig wirksame Antwort auf Scheinheiligkeit.

Dada Köln schaffte es, die Lautstärke des literarischen Kabarets von Dada Zürich und auch die der zahlreicheren Pariser Gruppe unter der häufig gespaltenen Führung von André Breton und Tristan Tzara zu erreichen, wenn nicht gar zu übertreffen. Anders als die Berliner Aktivisten, zu denen George Grosz, Otto Dix und Raoul Hausmann gehörten, wurden die Kölner Dadaisten weitgehend mit der politischen Linken identifiziert. (Der »Bourgeois« Kurt Schwitters lebte mit seiner *Merz*-Welt allein in Hannover.) Unter den nicht immer wohlwollenden Blicken des Kölner Oberbürgermeisters Konrad Adenauer und der britischen Besatzungsmacht des Ersten Weltkriegs veranstalteten Max Ernst und sein enger Freund Johannes Theodor Baargeld unter periodischer Mitwirkung der Künstler Heinrich Davringhausen, Franz Seiwert, Anton Räderscheidt, Heinrich Hoerle und Otto Freundlich schreckliche Anti-Kunstaussstellungen und veröffentlichten Staat, Kirche und Kultur verhöhrende Traktate. Die Aktivitäten dieser Genossenschaft, die nie besonders lebenswert war, wurden unterbrochen durch unaufhörliche Konterrevolutionen in ihrer Mitte.

Es war die Weimarer Republik *en miniature* und kam, wie Max später einmal sagte, der Beobachtung der Zellteilung unter dem Mikroskop gleich.

Ketzerei war in Köln nichts Neues. Seit seiner frühesten Zeit als römischer Vorposten Colonia Agrippinensis hat es eine seltsame Mischung aus teutonischem Mystizismus und gallischer Sophisterei beherbergt. Albertus Magnus, mehr Forscher und Magier als demutsvoller Mönch, soll in einem Winkel seiner Zelle einen sprechenden und beweglichen künstlichen Menschen gebaut haben, den ein verängstigter Funktionär der Hierarchie dann als Teufelswerk in Stücke hieb. Die ApSIDen der St. Ursula-Kirche widerstrahlen von den goldblonden Porträts der angeblich elftausend Jungfrauen, die von den Hunnen zu Tode gemartert wurden, weil sie deren heidnische Gottheiten nicht anbeten wollten. Das Altarschiff von St. Gereon, wo ich bei der Hochzeit von Maxens Schwester Loni die Schleppe trug, zierten die vergoldeten Schädel und andere Relikte der Thebaner-Legionäre, die sich gegen den Kaiser Maximian Herculus erhoben hatten. Die Stadt hat in ihrer Geschichte seit je politischen und religiösen Nonkonformisten aller Spielarten Zuflucht geboten. Die Bürger Kölns hat es immer verdrossen, daß das Rheinland dem fremdartigen Staat Preußen einverleibt wurde. Nach 1918 schlossen sich viele, auch Max Ernst, einer militanten Bewegung an, die für die Abtrennung vom Deutschen Reich und für einen unabhängigen Staat unter französischer Hegemonie kämpfte. Die alljährlichen drei Karnevalstage waren stets ein staunenswertes Schauspiel ungezählter Lebensfreude, die der steifbeinigen Prüderie des deutschen Spießbürgers die Zunge herausstreckte.

Max und Lou Ernst lebten in der obersten Etage eines vierstöckigen Stadthauses am Kaiser-Wilhelm-Ring, das im übrigen vom Eigentümer bewohnt war, einem wohlhabenden Zahnarzt mit zerhacktem Gesicht, den Schmissen aus seiner Studentenzeit. Er ärgerte sich über das Bohème-Gesocks, das da seine Treppen hinaufließ und das die ganze Nacht über aufblieb, wahrscheinlich, um den nächsten Schritt zur Auslieferung des Vaterlandes an die Roten auszuhecken. Das Wohnzimmer und das angrenzende kleinere Studio wurden zum Dreh- und Angelpunkt für Dada Köln



Eluard, Max und Gala in Köln, 1921.

und für anreisende Künstler, Schriftsteller, Kritiker und Dichter, manchmal zwar von etwas fernerer Ufern des Bekenntnisses, aber doch befreundet genug, um willkommen zu sein. Der Kaiser-Wilhelm-Ring wurde zum Appendix des Bahnhofs beim Dom. An jedem beliebigen Morgen konnten schlafende Gestalten überall in der Wohnung liegen, wo Platz zum Zusammenrollen war. Die häufigsten Besucher waren Hans Arp und Sophie Tauber, Paul Klee, Jankel Adler, Lyonel Feininger, Tristan Tzara und – für längere Aufenthalte – Paul Eluard mit seiner Frau Gala. Gelegentlich pflegten gewitzte Kunsthändler wie Karl und Joseph Nierendorf, Andreas Becker oder der Berliner Alfred Flechtheim zu kommen, um sich umzusehen, hilfreich aber waren sie nicht. Im Gegensatz zu ihnen hatte die legendäre Mutter Ey aus Düsseldorf all ihre mütterlichen Gefühle von ihrem betrunkenen Braumeister und zwölf Kindern auf die kämpfenden Avantgarde-Künstler übertragen, wo immer sie zu finden waren. Sie war von enormem Umfang, und wenn sie ging, bebte alles, auch sie selber. Ich entsinne mich des freundlichen Augenzwinkerns hinter der Stahlbrille, und viele Künstler jener Zeit erinnerten sich an die fürstlichen Inflationsmark-Beträge, die sie für ihre Werke zahlte und die wenigstens wieder eine Tüte Lebensmittel bedeuteten oder sogar die Miete. Keiner konnte begreifen, wie sie so gut genährt sein konnte bei einem Kunstgeschäft, das darin bestand, die Werke vergleichsweise unbekannter Künstler wie Klee, Adler, Dix, Barlach, Nolde, Rohlf, Kandinsky, Kokoschka, Jawlensky und Ernst zu kaufen, sie aber kaum je verkaufen zu können.

Ich entsinne mich auch noch aus jenen Tagen, daß irgend etwas an Gala Eluard war, das ich nicht mochte. Ich wollte mich von der Dame mit dem eindringlichen Blick nicht anfassen lassen. Paul Eluard hingegen hätte Rumpelstilzchen in Ruhestellung sein können. Er war der gutherzige Kobold und bewegte sich in der lässig-eleganten Art eines Athleten, der seinen Körper sehr gut kennt. Er trug den Kopf hoch, als hielte er in der Dämmerung Ausschau nach dem Polarstern.

Lou fiel die Rolle zu, für Gastlichkeit und Wohlbehagen zu sorgen, und sie mußte ihren Frieden mit der völligen Versenkung ihres Mannes in die Angelegenheiten von Dada machen. Gelegent-



Max, Gala und Paul Eluard in Tirol, 1923 (Foto: Roger Segalat).

lich gelang es ihr, eine Schreibarbeit zu finden oder im Kaufhaus Tietz, dessen Besitzer ein Förderer der Künste war, Strümpfe zu verkaufen. Es ist durchaus möglich, daß es Tage gegeben hat, an denen ich der einzige im Haus war, der etwas zu essen bekam. Hätte ich nämlich nichts bekommen, dann wäre Maja, ein Kindermädchen für alles, das kaum je ein Gehalt gesehen hat, auf Max und Lou losgegangen mit einer Wut, die sie fürchten gelernt hatten.

Immerhin, Lou brachte es fertig, an Dada mitzuwirken, indem sie hin und wieder Collagen schuf, für die sie den Dada-Namen »Armanda Geduldgedalzen« benutzte. Max verlieh ihr den Titel »Rosa Bonheur von Dada«.

Einige ihrer Collagen waren in der ersten Kölner Dada-Ausstellung dabei, die Ernst, Baargeld und Arp in einem glasüberdachten Hof hinter einem Brauhausrestaurant organisiert hatten. Die Aus-

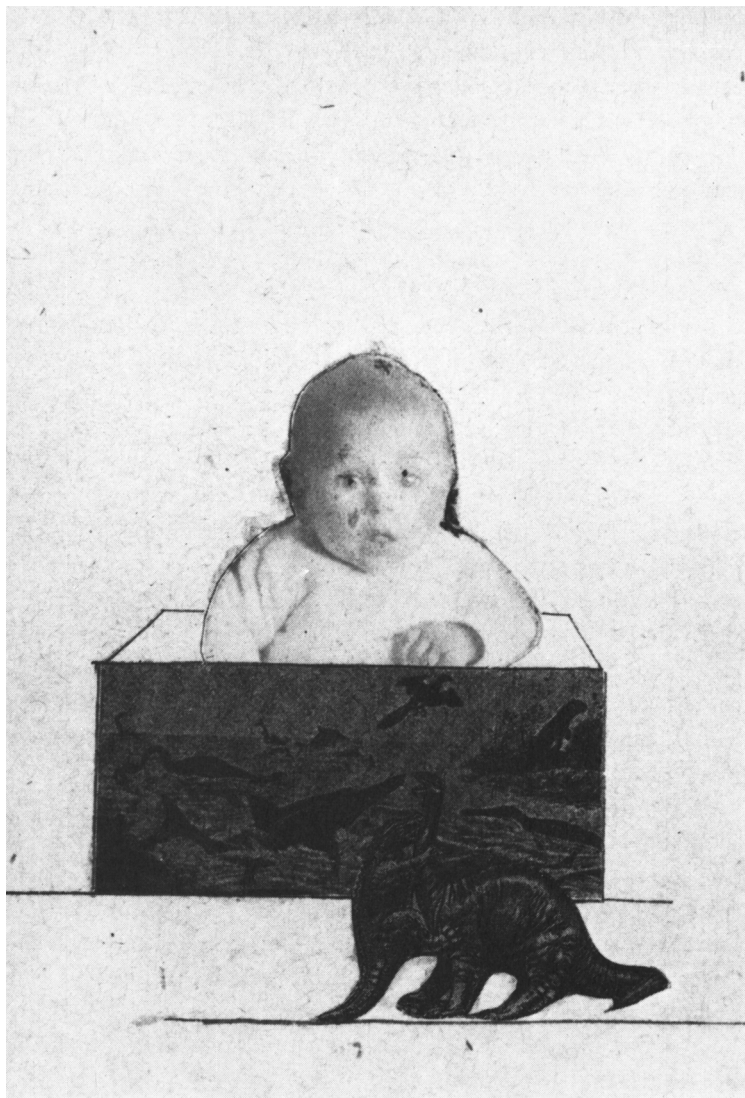


Lou Straus-Ernst als »Rosa Bonheur of Dada« [*Collage von Max Ernst, 1922*].

stellung war einzig durch die Männertoilette zugänglich. Sie präsentierte neben provozierenden Collagen, Zeichnungen und Gemälden ein junges Mädchen im weißen Kommunionkleidchen, das obszöne Gedichte vortrug, und eine Holzskulptur, an der ein Beil hing als Aufforderung an die Besucher, sie zu zerstören. Prompt wurde die Schau von der Polizei geschlossen, dann aber triumphal wieder eröffnet, als sich kein Gesetzesparagraph finden ließ, der das Verbot gerechtfertigt hätte. Sie rief auch heftige familiäre Reaktionen hervor. Max hatte beim Drucker eine hebräische Type entdeckt und verwendete die Schrift in der Bekanntmachung, was bei Großvater Jacob Straus einen Wutanfall hervorrief. Großvater Philipp Ernst kochte wegen des Sakrilegs seines Sohnes, das Mädchen im Kommunionkleid auftreten zu lassen. Das alles gab dem Groll, den beide Patriarchen gegen Max und Lou und gegeneinander hegten, neue Nahrung. Diese totale Feindschaft von beiden Seiten machte mir zu schaffen, bis ich etwa dreizehn war, und schwächte sich nur geringfügig ab, als ich mit achtzehn Jahren Deutschland verließ. In jenem Frühjahr 1920 waren die beiden Patriarchen erst Großväter in spe. Ich besuchte die rebellische Ausstellung in der Kölner Schildergasse als Gast meiner Mutter im siebten Schwangerschaftsmonat. Sie behauptete, ich hätte an diesem Abend in ihr so um mich getreten, wie wenn sie und Max in den Zirkus gegangen wären und die Kapelle für die Prunkpferde aufgespielt hätte.

Lou Straus beschrieb ihre Ehe in diesem besonderen Stadium als eine allumfassende Anstrengung, das eigene Leben vollkommen nach den Bedürfnissen von Max zu gestalten. Sie begriff rasch, daß Max es haßte, beim Malen beobachtet zu werden. Fragen nach den Fortschritten der Arbeit durften nicht gestellt werden. Sie ließ Freunde fallen, die Max nicht leiden konnte, sie hörte mit ihrem Geigenspiel auf, las nur Bücher, die er gut fand und versuchte, alles in allem, eine Erweiterung seines Lebens zu werden. Sie spürte allerdings sehr bald, daß

»... das größte Geheimnis von zwei Menschen, die zusammen leben, eine gewisse Distanz und Diskretion ist ... daß man trotz aller Gemeinsamkeit am Ende eigentlich doch einzig und allein bleibt. Aber ich war nicht bereit, mir selber das einzugestehen.«



»Jimmy Ernst, Dadafax minimus« [*Collage von Max Ernst, 1920*].



Jimmy in Köln, 1922.

Im Juni dieses schwierigen Jahres wurde ich geboren, und meine Ankunft löste offenbar keines dieser ungreifbaren Probleme.

»Das Kind jedoch, das in einer konventionellen oder bürgerlichen Ehe sicherlich zu einer bindenden Kraft geworden wäre, vergrößerte stattdessen die Kluft zwischen uns. Wir liebten es beide, und wir hatten es gewollt, aber auf mysteriöse Art, die ich nie ganz verstanden habe, mißlang es ihm, den erhofften neuen Zusammenhalt zwischen uns beiden zu schaffen. Vielleicht ist die Zweiereinheit, die wir beide herzustellen versuchten, von diesem dritten Wesen gespalten worden, und das hat uns in eine neue Richtung gezwungen.

Manchmal denke ich, daß die Verantwortung, die mit diesem Sohn in unser Leben getreten ist, Max störte und erschreckte. Er liebte seine persönliche Freiheit über alles, wie er in seinem Leben beweisen sollte, später, immer wieder.«

Tapfer bemühten sich die beiden, zusammenzuhalten, was sie in ihren jeweiligen Kämpfen gegen ihre Familien und gegen die steife Sittenstrenge der deutschen Bürgergesellschaft gewonnen hatten. Nach allem, was man hört, freuten sie sich an ihrem Sohn und ließen ihn teilnehmen an allem, was in diesem lebendigen Haus geschah. Ich wurde verwöhnt und durfte mich frei unter Gästen und Freunden bewegen, durfte auf jedem verfügbaren Schoß sitzen, gleichgültig, wie ernsthaft oder hitzig die Unterhaltung war. Manifeste, Proteste und Theorien wurden formuliert, während irgend jemand am Tisch mir die Flasche gab. Meine Mutter erhielt eine verspätete Lektion im Babywickeln von Paul Klee, der das Verfahren auf dem Eßzimmertisch an mir demonstrierte. Max taufte mich »Jimmy, *Dadafax minimus, le plus grand Anti-Philosophe du Monde*«. Alle, so scheint es, waren sich einig, daß mein richtiger Name, »Hans-Ulrich«, viel zu teutonisch sei. Max befreite mich im Angesicht der Nixen und Meeresgötter des nahegelegenen Hildebrand-Brunnens von diesem Namen. Als eine Schar »Jimmies« – so lautete der Spitzname für die beliebten britischen Soldaten, die damals das Rheinland besetzt hielten – den Spaziergänger umringte und viel Schmeichelhaftes für den strahlenden Vater hatte, wurde der Name zu »Jimmy«. Gut zwanzig Jahre später hat mich ein amerikanischer Bundesrichter,

der gegen den Gebrauch von Koseformen bei Namen etwas hatte, in die Staatsbürgerschaft der Vereinigten Staaten als »James U.« eingeschworen.

Die drohende Gewitterwolke zog in der ungewissen Atmosphäre der Ehe früh auf, beim ersten Besuch von Paul und Gala Eluard. Was Ernst und Baargeld machten, hatte in Paris zunehmendes Interesse geweckt, und der französische Dichter Eluard entdeckte eine Geistesverwandtschaft mit dem Künstler des Magischen. Bei Gala wuchs ein Interesse anderer Art. Lou Straus-Ernst nannte sie »dieses Russenweib, . . . dieses glatte, glitzernde Geschöpf mit dunkel herabfallendem Haar, mit orientalisch-verschleierte[n], leuchtend-schwarzen Augen, mit zarten, zerbrechlichen Gliedern – es erinnert an einen Panther. Als es dieser fast stummen, gierigen Frau nicht gelang, ihren Mann zu einer Affäre mit mir zu verführen, um Max zu bekommen, hat sie schließlich beschlossen, beide Männer zu behalten, mit Eluards liebendem Einverständnis.«

Doch Lou entschied, daß es viel zu einfach wäre, die Schuld einfach auf »diese dritte Person« zu schieben. Sie hoffte weiter, daß allein schon die Vertracktheit der Situation Max zur Vernunft bringen müßte. Aber die Gegenwart der Eluards durchdrang alles. Und während ihrer letzten Ferienreise nach Tirol erkannte Lou dann, wie tief sie schon verstrickt waren.

»An einem Regentag saßen wir alle zusammen im Wohnzimmer. Max arbeitete mit Gala an der Übersetzung eines seiner Bücher, und im Streit um eine sprachliche Nuance wurde er sehr scharf und beleidigend. Ich wollte sie ein bißchen hänseln und warf ein: ›Warum läßt du dir gefallen, daß er dich derartig anschreit? Sowas hat er bei mir nie gewagt.« Max blickte kurz auf und erwiderte: ›Ja, dich habe ich auch nie so leidenschaftlich geliebt.«

Eluards einverständliche Lösung des Problems war: »... Du mußt verstehen, ich liebe Max Ernst viel mehr als Gala . . . Du weißt nicht, wie es ist, mit einer Russin verheiratet zu sein.« Für Tristan Tzara war das Ganze nur eine weitere Komplikation in seinem Ästhetikstreit mit André Breton; er sagte zu Matthew Josephson: »Uns ist natürlich ganz egal, was sie tun oder wer mit wem schläft. Aber warum muß diese Gala Eluard so ein Dosto-



Gala Eluard mit Max Ernsts Eisernem Kreuz, Max, Jimmy, Lou, Paul Eluard und Johannes Theodor Baargeld in Maxens Kölner Atelier, 1921.

jewski'sches Drama daraus machen? Das ist lästig, das ist unerträglich, unerhört!« Lou war also nicht unvorbereitet für den Schlußakt auf dem Heimweg vom Picknick am See. Nicht allzu lange zuvor hatte Max versucht, behutsam zu erklären: »Ich wäre ja sehr gerne einfach glücklich mit dir verheiratet. Aber es geht eben nicht.«

Die Affäre mit Gala war nur der Auslöser für die unausweichliche Wendung, die Max Ernst nehmen mußte. Freie Geister überall auf der Welt suchten nach frischer, nicht von provinziellen Konventionen vergifteter Luft zum Atmen. Für Max Ernst gab es im Deutschland von 1922 eigentlich keinen Ort, der nicht nur der Rebellion ein Forum bot, sondern auch das Klima, in dem Ideen zur Blüte gelangen. Antwort und Ziel war Paris, ein höchst kraftvoller Magnet der Zivilisation und die einzige Stadt, die sich zu Recht international nennen durfte.

Fremdenhaß war damals in Frankreich ein ebenso verbreiteter nationaler Charakterzug wie in anderen europäischen Nationen, und doch rühmte sich Paris seiner Bereitschaft, die Dissidenten der Welt aufzunehmen. Man erwartete von ihnen, daß sie keine Schwierigkeiten machten, etwa straffällig würden oder zur Arbeiterbewegung gingen. Man betrachtete sie mit einer gewissen Herablassung und ein wenig Mitgefühl, während die einzelnen Gruppen brav unter sich blieben, eifrig ihr Emigrantenblättchen lasen, das jedes kleinste Gerücht aus der Heimat über einen unmittelbar bevorstehenden Wechsel oder Umsturz begierig aufgriff, was sie trieb, ihre symbolisch stets gepackten Koffer unter den Betten der tristen Hotelzimmer hervorzuziehen, um heimzukehren in die Vergangenheit. Ernüchtert von der Farce des Ersten Weltkriegs machte sich eine Welle von Intellektuellen aus allen Teilen der Erde zu dieser kulturellen Weltmetropole auf den Weg. Im Unterschied zu anderen Flüchtlingsgruppen fanden diese bei ihresgleichen in Frankreich bereitwillige Aufnahme. Paris schien wenig Angst vor schönggeistigen Ideologien zu haben, auch wenn sie mal ins Politische überschwappen mochten oder gelegentlich einen öffentlichen Skandal verursachten. Das republikanische Frankreich war reifer und toleranter als Länder, die noch mit jüngst verjagten Monarchien rangen in einem politischen und kulturellen

Morast, der bereits fruchtbarer Nährboden neuer Tyrannen war. Das Frankreich von 1922 schloß allerdings in seine Toleranz nicht die Deutschen ein, besonders nicht solche, die es, wie Max, vor kurzem noch in den Schützengräben an der Marne und vor Verdun bekämpft hatten. Ohne einen Pfennig kam Max illegal nach Paris. Er wohnte im Hause der Eluards in Eaumont bei Paris, er arbeitete, ebenfalls illegal, in einer Fabrik, die Tinneff für Touristen herstellte. In dieser Umgebung schuf er einige der bedeutenden frühen Gemälde, die heute die Geburt des Surrealismus in der Malerei kennzeichnen. Zu ihnen gehört das imaginäre Gruppenporträt aller Freunde. (*Das Rendez-vous der Freunde*, *Au Rendez-Vous des Amis*), das eine einzige Frau zeigt: Gala.

Der Sturm des Dadaismus war in eine Sackgasse geraten, als man ihn als Kunstrichtung zu verstehen begann. War Dada ein reinigendes Gewitter, so erhellte der Surrealismus den Himmel wie ein Feuerwerk der Seele. Er sollte, genährt von der Substanz seines kurzlebigen Vorläufers, das Wunderbare und das Zauberische enthüllen, das in den Winkeln des menschlichen Bewußtseins verborgen liegt, indem er diese unvollkommene Kraft mit ihrem Widerpart, dem Traum, dem Unbewußten konfrontierte. Das Ergebnis dieses weitblickenden Vorhabens war eine Lawine der Gedanken und Bilder, so machtvoll und so befreiend, daß ihre Erschütterungen auch heute noch stark genug sind, um neue Beben in der menschlichen Vorstellungskraft auszulösen.

Jacob Straus, reicher Hutfabrikant und Säule seines Tempels am Rathenauplatz, gab sich keine Mühe, seine Freude darüber zu verbergen, daß seine schlimmsten Erwartungen sich bewahrheitet hatten. Dieser Goi, der vorgab, ein Künstler zu sein, hatte sich als verheerender Ehemann erwiesen. Obendrein war da nun ein Kind, das nur aus medizinischen Gründen beschnitten worden und deshalb nicht einmal als Jude zu betrachten war. Jacobs Haus stand Lou und mir an bestimmten heiligen Tagen offen, aber Hilfe konnte es für seine Tochter in ihrer verzweifelte[n] finanziellen Lage erst geben, wenn wenigstens die rituellen Formalitäten der Beschneidung nachgeholt würden. Das war eine der Bedingungen Leah Straus', der ehemaligen Krankenschwester, die meiner Großmutter auf dem Sterbebett beigestanden und die Jacob zwei



Gala Eluard mit ihrer Tochter und Max in Eaubouff bei Paris, wo sie in einem Dreiecksverhältnis mit Paul Eluard lebten, 1924.

Wochen nach der Beisetzung geheiratet hatte. Natürlich wurde diese Forderung prinzipiell abgelehnt. Unsere standhafte Maja, dieses freimütige und robuste Bauernmädchen, kümmerte sich um die Familie und hielt sie zusammen, als der Mann, den sie »den Schweinehund Max« nannte, sich absetzte. Sie nahm es auf sich, den halsstarrigen Jacob mit allerlei Zitaten aus dem Alten Testament auszuschimpfen, womit sie sich gelegentlich, wenn für ihren »Jung« weder Brot noch Milch da waren, einen Geldbetrag sicherte. Maja war geliebt und gefürchtet nicht nur bei Lou und mir, sondern auch in Lous Freundeskreis. Maja war es, die für häusliche Stabilität sorgte und es Lou ermöglichte, ein eigenes Leben und eine Karriere aufzubauen. Maja kleidete, liebte, schalt und verwöhnte mich. Als ich mir mit fünf oder sechs Jahren zu Weihnachten einen gebratenen Schwan wünschte, weil »sie so schön sind«, verschaffte sie sich irgendwie eine große Gans und brachte sie als meinen Schwan auf den Tisch. Sie war unser Schutzengel, bis die Ereignisse von 1933 unserer innigen Gemeinsamkeit ein Ende setzten.

In einer besonders schwierigen Phase der Bemühungen Lous um eine Verdienstmöglichkeit, ich war damals fünf, nahm Maja mich mit aufs Land, wo wir bei ihrer Mutter und ihren Schwestern wohnten. Auf der anderen Straßenseite lag hinter einer hohen Mauer ein Kloster für Mönche, die sich der Pflege von geistig Behinderten widmeten. Von meinem Fenster aus konnte ich dort im Garten die seltsamen Leute sehen. Ich begann, fast täglich in die hübsche Kapelle zu gehen und später regelmäßig zur Vesper und zur Sonntagsmesse. Ich saß zwischen den Kranken und tat mein Bestes, um bei den Riten und Responsorien mitzuhalten. Mit den Mönchen, die im Garten arbeiteten, führte ich lange Gespräche. Immer wieder fragte ich sie, ob es wohl richtig wäre, wenn ich käme, obwohl ich doch nur ein halber Katholik sei und zur anderen Hälfte ein Jude. Sie waren sehr nett zu mir und versicherten, ich sei willkommen. Einer der Brüder schenkte mir einen Rosenkranz und belehrte mich über seinen Zweck und Gebrauch. Maja, die beobachtet hatte, was »der heilige Jung« da machte, fand, daß dies ein bißchen zu weit ginge. Sie nahm mich bei der Hand, und zusammen brachten wir dem Mönch seinen Rosen-



Max, Lou, Onkel Richard Straus, Jimmy und die Haushälterin Maja in Köln, 1921.

kranz wieder; außerdem erhielt er eine milde Strafpredigt für den Versuch, ein so kleines Kind zu bekehren.

Maja hat von Lous Kochkünsten nie viel gehalten und pflegte nicht aus dem Haus zu gehen, bevor das Essen für mich fertig war. Einmal schenkte Lou Maja Eintrittskarten für eine Opernmatinee mit »Bajazzo« und »Cavalleria rusticana«. Zuerst winkte Maja ab, denn sie wäre nicht rechtzeitig für mein Mittagessen wieder zu Hause. Schließlich gab sie nach und bereitete eine Pfanne Rouladen vor mit strikten Anweisungen für Lou, wann und wie sie zuzubereiten seien. Wir brachten den größten Teil des Vormittags in der Küche zu. Da kam ein wichtiger Anruf, und während dieser Unterbrechung verbrannte das Fleisch zu schwarzer Kruste. Rasch mixte Lou eine Schüssel voll Weizenflocken mit Sahne und Rosinen, und wir versprachen uns hoch und heilig, nicht zu verraten, was passiert war. Maja kam heim, betrat die Küche, schnüffelte in der Luft, fand die verbrannten Rouladen und ging auf Lou los. »Ich wußte es, ich wußte es. Ich kann euch nicht eine



Lou in Köln, 1927.

Minute allein lassen. Der Jung wird noch verhungern, wenn ich es dir überlasse.«

Zwischen Maja und Max ging keine Liebe verloren. Maja hatte alles mitangesehen und verzieh ihm nie, was er Lou und »dem Jung« angetan hatte. Viele Jahre später, Ende der sechziger Jahre, war ich mit Max in Köln und erzählte ihm, daß ich Maja, nun in den Siebzigern, gefunden hätte; sie lebte mit ihrer Schwester zusammen in sehr bescheidenen Verhältnissen und es ginge ihr ganz und gar nicht gut. Max faßte in die Tasche und gab mir mehrere Tausendmarkscheine, die ich ihr geben sollte, wenn ich sie wieder träfe. Maja machte große Augen bei dem vielen Geld, war aber am Ende überzeugt, daß es in Wirklichkeit mein Geld wäre und daß ich ihr bloß etwas vormachte.

Wenn es in unserer kleinen Gemeinschaft Mangel an Geld, Lebensmitteln oder Kleidung gegeben hat, so bin ich gewiß gut dagegen abgeschirmt gewesen. Für mich gab es immer etwas zu essen, und oft genug wurde ich viermal am Tag umgezogen. So blieb das durch all meine Kindergartenjahre und noch lange nach meinem Einzug in die Volksschule im Jahre 1926. Grau und armselig war es in jenen bedrückenden Inflationsjahren in Deutschland überall, und vielleicht lag es daran, daß ich auf Dinge verzichten lernte, die es eben nicht gab. Lous magere Einkünfte als Buchhalterin, Sekretärin einer Kunstgalerie, Akkordarbeiterin in einer Bindfadenfabrik und aus anderen, gleichermaßen unsicheren Beschäftigungen wurden als Milliardensummen in braunen Papierbeuteln nach Hause gebracht und so schnell wie möglich in die Waren umgesetzt, die es im Lebensmittelgeschäft gerade zu kaufen gab. Die Milch, nach der ich mit einer Blechkanne geschickt wurde, lief bestimmt nicht Gefahr, auf dem langen Weg vom Laden nach Hause sauer zu werden. Sie war stahlblau von all dem Wasser, das man hineingeschüttet hatte. Einmal die Woche pflegten wir drei in einen anderen Stadtteil zu marschieren, dort boten die Bauern aus dem Umland ihre Waren etwas billiger an. Es machte mir riesigen Spaß, Möhren, Bohnen, Kohlblätter und anderes Grünzeug, das von den Handwagen gefallen war, aufzusammeln, und stolz präsentierte ich Maja meinen Beitrag, die zwar mißbilligend die Nase rümpfte, das Gesammelte aber schnell in ihr

Einkaufsnetz warf. Für mich war das immer ein doppelter Triumph, denn die anderen Kinder waren eine starke Konkurrenz. Später durfte ich dann zuschauen, wie Maja meine Kollektion auf dem großen Kohleherd, der die ganze Küche beherrschte, in eine Suppe verwandelte. Die Inflationszeit hatte gerade ihren Höhepunkt erreicht, als Großvater Straus sich zu einer ungewöhnlichen Geste entschloß und seiner Tochter einen guten Teil ihres Erbes übertrug, »um ihr weiterzuhelfen«. Er gab es ihr bar, und drei Tage darauf reichte die Summe kaum noch für eine Straßenbahnfahrt.

Ich nahm die Kämpfe meiner Mutter nur verschwommen wahr. Wenn ich sie an ihren diversen Arbeitsplätzen besuchte, pflegten ihre jeweiligen Chefs mir den Kopf zu tätscheln und mir zu sagen, was ich doch in »unserer kleinen Lou« für eine tapfere und immer optimistische Mutter hätte. Nach der Arbeit nahm sie mich oft mit in Museumsbibliotheken, wo sie die Stunde bis zur Schließung damit zubrachte, nach Material für ihre freiberufliche Tätigkeit zu suchen. Sie schrieb Artikel über gotische Architektur, Werke mittelalterlicher Künstler und Maler oder über ein bestimmtes Detail des römischen Erbes in einem Winkel von Köln, das den Historikern bis dahin entgangen war. Bei solchen Gelegenheiten behandelten uns die Bibliothekare und Museumsangestellten respektvoll und freundlich, denn sie wußten von Lous akademischem Grad und ihrer Doktorarbeit über mittelalterliche Goldschmiede des Rheinlands, die ihr ein *summa cum laude* eingetragen hatte. Manchmal traf sie Kommilitonen aus der Zeit an der Universität und brachte sie zum Essen mit. Dann schnaubte Maja, stapfte mürrisch in die Küche, und irgendwie kam soviel Essen auf den Tisch, daß es reichte, dazu eine Flasche Wein, die einer der Freunde einmal gestiftet hatte. Nach dem Essen pflegte Lou, Freunde hin, Freunde her, zu einem Nickerchen zu verschwinden, um dann bis tief in die Nacht hinein in dem unglaublichen Durcheinander ihres Arbeitszimmers ihre Artikel zu tippen. Maja verbrachte diese Zeit damit, Lous bescheidene Garderobe zu ändern und zu reparieren. »Du kannst nicht jeden Tag in demselben Kleid herumlaufen.« Sachen, die einfach nicht mehr zu reparieren waren, wurden zu Kissen oder Deckchen verarbeitet, und